

Danny Kringiel

Wie Hitler das Skateboard erfand

In sieben
Schritten
durch die
Weltgeschichte

Kiepenheuer
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2019

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
© SPIEGEL ONLINE GmbH & Co KG, Hamburg 2019
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgend-
einer Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln
Umschlagmotive: © ullstein bild; © stock adobe.com;

© Die Welt; © stellana
Gesetzt aus der Minion

Satz: Wilhelm Vornehm, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-462-05262-6

Inhalt

11 **Vorwort**

13 **Aller guten Schritte sind sieben**

1 Zeitsprung in der Platte Musik

21 Einleitung

23 Wie Wagner die patriotischsten Pommes der Welt
schuf

32 Wie das NS-Regime Justin Bieber zu einer
Backgroundtänzerin verhalf

39 Wie Fred Astaire Hip-Hop und Heavy Metal
verschmolz

47 Wie die Schweinegrippe Lang Lang zum Piano-
Weltstar erhob

2 Weitspringer in Siebenmeilenstiefeln Sport

- 55 Einleitung
 - 57 Wie Hitler das Skateboard erfand
 - 64 Wie Cäsar den FC Bayern München gründete
 - 72 Wie Nietzsche den offiziellen Song zu den Olympischen Winterspielen 2010 schrieb
 - 82 Warum wir einem chinesischen Eunuchen die Tour de France verdanken
-
- 91 **Verschnaufpause: Ist unsere Geschichte nur eine Kette von Zufällen?**

3 Zappen im Zickzackkurs Film und Fernsehen

- 101 Einleitung
- 103 Wie Stalin die X-Akten öffnete
- 110 Wie Kokain Rambo die Vergnügungssteuer ersparte
- 118 Wie Hühnerbrillen Colt Seavers das Leben retteten
- 125 Wie Batman russischen Schwimmprofis Schnurrbärte verpasste

4 Macht und Niedertracht Irrwege der Politik

- 135 Einleitung
- 137 Warum wir Abraham Lincoln den Weihnachtsmann verdanken
- 144 Wie der Flummi der Azteken einen Anti-Apartheidsanwalt sprengte
- 154 Wie das Weiße Haus Kim Jong Un zum Diktator Nordkoreas ernannte
- 162 Wie die Cherokee Putin zum Schnulzensänger machten

5 Erfindungen mit Nebenwirkungen

- 169 Einleitung
- 171 Wie die Erfindung der Glühbirne Frank Sinatra zur tödlichen Waffe machte
- 181 Wie Gottlieb Daimler das iPhone erfand
- 189 Wie die Erfindung des Tennis den deutschen Bundespräsidenten in die Amtskrise stürzte
- 198 Wie die Nazis eine Schokobombe erfanden, die Didi Hallervorden zum Killer machte
- 205 **Verschnaufpause: Sieben Schritte, sieben Plagen**

6 Mit Seitensprüngen durch den Gefühlsdschungel Liebesleben

- 227 Einleitung**
- 230 Wie eine fliegende Kuh Viagra salonfähig machte**
- 238 Wie Asthma Hausfrauen Sado-Maso-Sex schmackhaft machte**
- 249 Wie ein CIA-Porno Tschechiens Präsidenten ein Palais für Tom Cruise fordern ließ**
- 256 Wie die Pest Harry Potters Liebesleben beflügelte**

7 Der Weltraum, unendliche Weiten

- 263 Einleitung**
- 265 Wie Rudolf Diesel eine Ufo-Attacke auf Los Angeles startete**
- 271 Wie der Steinhammer Klingonen zu Klingonen machte**
- 279 Wie Aliens den Eurovision Song Contest erfanden**
- 287 Wie Johannes Gutenberg einem abtrünnigen Mormonen Sex auf dem Mond bescherte**
- 294 Zeitreisen auf dem Holzweg:
Bastelbögen in (nicht ganz) sieben Schritten**

Vorwort

Es tut mir leid. Ehrlich. Vielleicht haben Sie dieses Buch im Regal gesehen, »Hitler« und »Skateboard« auf dem Cover gelesen und gedacht: »Oha! Ein historisches Sachbuch!« Was nicht ganz falsch ist. Aber auch nicht ganz richtig.

Deshalb eine Warnung: In diesem Buch geht es tatsächlich um (oft ziemlich sonderbare) Ereignisse der Geschichte – und die (noch sonderbareren) Verbindungen zwischen ihnen. Aber es ist kein klassisches Geschichtsbuch, eher ein Gedankenspiel. Sie müssen es nicht von vorn nach hinten lesen, springen Sie gern darin herum. Schließlich habe ich das beim Schreiben ebenfalls getan. Wie jedes Spiel folgt es anderen Regeln als die »ernste« Welt. Und wie bei jedem Spiel sollte man, um Spaß daran zu haben, mal ein Auge zudrücken können. Oder zwei. Ja, manchmal sogar ziemlich fest.

Im Gegenzug werden Sie, wenn Sie sich auf das Spiel einlassen, erfahren, warum es ohne Abraham Lincoln den Weihnachtsmann gar nicht gäbe. Wie Gottlieb Daimler, Urvater des Autos, das iPhone erfand. Oder wie eine flie-

gende Kuh dem Potenzmittel Viagra zum Durchbruch verhalf. Diese und noch eine ganze Menge anderer historischer Herleitungen werden Ihnen mitunter ziemlich haarsträubend vorkommen.

Natürlich sind das keine geschichtswissenschaftlich völlig unstrittig gesicherten Kausalketten, durch die etwa Daimlers Nachkommen Milliardenabfindungen von Apple erstreiten könnten. Oder die der Kuh vom Pharmariesen Pfizer. Die Weltgeschichte lässt sich mithilfe dieses Buches zwar nicht eindeutiger erklären – wird aber vielleicht ein wenig unterhaltsamer.

Möglicherweise aber haben Sie ja auch etwas anderes gedacht, als Sie das sonderbare Buch mit Hitler und dem Skateboard sahen. Zum Beispiel: »Was für ein irrer Quatsch!« Sollte genau dieser Gedanke Sie dazu gebracht haben, das Buch in die Hand zu nehmen und neugierig darin zu blättern: Seien Sie herzlich willkommen! Sie sind hier richtig. Ich freue mich, mit Ihnen auf den rund 300 folgenden Seiten absurden Fragestellungen der Geschichte nachzugehen, die Sie vermutlich bisher nie zu fragen wagten. Zum Beispiel: Was soll eigentlich der ganze Unsinn?

Am Anfang war das Wort. Keiner hatte auch nur den leisesten Schimmer, was das Wort zu bedeuten hatte, aber das war halb so schlimm. Denn es klang wichtig. Darum hatte ich beschlossen, es in der Konferenz als Allererstes zu sagen: »Kleine-Welt-Phänomen.« Immerhin: Die Redakteure guckten mehrheitlich freundlich. Jedenfalls gemessen an dem Standard für nachmittägliche Besprechungen, die immer ihrer ganz eigenen Krümmung von Zeit zu folgen schienen. Der Raum in diesem Fall: Ein Konferenzsaal mit Flipchart, Notizkarten und frisch ausgedruckten Papierstapeln im dritten Stock des alten SPIEGEL-ONLINE-Gebäudes, in dem ich seit Anfang 2010 als Journalist arbeitete. Nach seiner fleischfarben marmorierten Fassade hatte man das Gebäude liebevoll »Leberwursthaus« getauft. Zeit: Ein Herbsttag Ende 2011, Konferenz für neue historische Textformate um 15 Uhr. Also in einer tiefen Grube an der Talsohle des Death Valley des menschlichen Biorhythmus. Die Stimmung war, sagen wir mal: gedämpft.

»Kleine-Welt-Phänomen?«, hakte schließlich mein Res-

sortleiter nach, »und was soll das sein?« Ich holte aus: Es gibt die Theorie, dass jeder Mensch auf dem Planeten von absolut jedem anderen Menschen höchstens fünf Bekanntschaften weit entfernt ist. Jeder ist also maximal der Bekannte eines Bekannten eines Bekannten eines Bekannten eines Bekannten von jedem anderen auf der Welt. So schrieb das jedenfalls 1929 der ungarische Autor Frigyes Karinthy in seiner Kurzgeschichte »Láncszemek« (»Kettenglieder«). Viele Jahre später erst, im Mai 1967, beschloss der US-Psychologe Stanley Milgram, der Idee wissenschaftlich nachzugehen: Bei seinem »Kleine-Welt-Experiment« sollten 60 Probanden aus weit entfernten Gegenden der USA einen Brief an eine vorgegebene Kontaktperson in Boston senden. Allerdings durfte das Paket nur an Bekannte weitergeschickt werden, die man so gut kannte, dass man sie mit Vornamen ansprach. Bei der Auswertung schlossen die Forscher, die Bürger der USA seien im Durchschnitt sechs soziale Schritte voneinander entfernt.

Dem Blick meines Ressortleiters nach zu schließen fasziinierten ihn sozialwissenschaftliche Experimente der Sechzigerjahre nicht sonderlich: »Und wie machen wir daraus jetzt ein neues Textformat fürs Geschichtsressort?« Ich erklärte, meiner Meinung nach funktioniere das Ganze nicht nur im Raum, sondern auch in der Zeit. Schweigen. Ich fuhr fort: Und es funktioniere nicht nur von Person zu Person, sondern auch von Ereignis zu Ereignis. Leises Hupen des Ringstraßenverkehrs hinter der schallisolierten Dreifachverglasung.

Kurz gesagt, legte ich nach, habe absolut jedes Ereignis der Geschichte mit absolut jedem anderen zu tun – über eine bestimmte Anzahl von Verbindungsschritten. Ich holte

aus, um zu erklären, wie mir die Idee gekommen war: beim Surfen im Netz. Ich bin leider ein chronisch ausschweifender Mensch, der ständig auf halbem Weg durch einen Gedanken an einem anderen hängen bleibt. Der Weg ist nicht das Ziel für mich, sondern ein Umweg zu einem Umweg zu einem Umweg, der irgendwohin führt, wo ich nie hinwollte. Aber auch da kann es ja interessant sein. Entsprechend kreuz und quer verlaufen meine Wege durchs Internet: Vielleicht wollte ich nur kurz nachschlagen, ob Erdnüsse eher gesund oder ungesund sind. Dabei stoße ich aber darauf, dass US-Präsident Jimmy Carter mal Erdnussfarmer war – und bei der Präsidentschaftswahl von einer sogenannten »Peanut Brigade« unterstützt wurde. Oder ich lese gerade die Entstehungsgeschichte von Coca-Cola – und stelle fest, dass ihr Erfinder John Pemberton zu dem Getränk durch einen französischen Kokainwein inspiriert wurde, an dem sich sogar Queen Victoria ergötzt haben soll.

Wenn man es jetzt schaffen würde, so war damals mein Gedanke, diese unerwarteten Themensprünge, die sich beim Surfen im Netz ständig ergeben, miteinander zu verketten, könnte man die Absurdität der Verbindungen vielleicht noch steigern. Eventuell stellt sich etwa heraus, dass ein Glas Coca-Cola wiederum 1979 einen Giftanschlag des KGB auf den afghanischen Präsidenten Hafizullah Amin vereitelte. Was zu einer weiteren Absurdität führt, die wieder zu einer anderen Absurdität führt. Und genau das, so erklärte ich meinem Ressortleiter, sei das Kernkonzept meines neuen Textformats: absurde Themensprünge der Geschichte miteinander zu verketten, Glied um Glied, bis zu einer Reihe von sieben Schritten.

Warum ausgerechnet sieben Schritte und nicht fünf, wie in der Kurzgeschichte von Frigyes Karinthy? Oder sechs, wie in den Experimenten von Stanley Milgram? Ganz einfach: Sieben Schritte schienen mir lang genug, um am Ende vom historischen Startpunkt weit genug entfernt zu landen, um das Ergebnis völlig absurd aussehen zu lassen. Und kurz genug, um vom Arbeitsaufwand her noch halbwegs berechenbar zu bleiben (übrigens eine katastrophale Fehleinschätzung, wie sich später zeigen sollte – mehr dazu im Kapitel »Sieben Schritte, sieben Plagen«). Vor allem aber entschied ich mich natürlich wegen der unwiderstehlichen Zahlenmagie für die Sieben: Für manche ist sie eine Glücks-, für andere eine Unglücks-, für Mathematiker einfach eine Primzahl. In der Bibel, für manche ein Buch mit sieben Siegeln, lesen wir von sieben Tagen Schöpfung und sieben Todsünden, packen unsere Siebensachen und ziehen mit Siebenmeilenstiefeln in den siebten Himmel, womöglich noch auf Wolke sieben, wo hoffentlich auf sieben Jahre Pech sieben Jahre Glück folgen, die wir uns damit vertreiben können, von oben die sieben Weltwunder zu bestaunen, »Über sieben Brücken musst du gehen« zur Erde runterzögeln oder auf ProSieben 777-mal »Die glorreichen Sieben« zu sieben, äh, sehen. All diese sorgfältigen Erwägungen flossen gleichermaßen in die Entscheidung ein. Und vielleicht ein ganz kleines bisschen mein Geburtsjahrgang (Tipp: nicht '66).

Ziemlich genau sieben Jahre ist es jetzt her, seit am 22. Februar 2012 die erste Folge der skurrilen neuen Textidee im Zeitgeschichtsressort »einestages« von SPIEGEL ONLINE erschien. Fünf Tage, nachdem gerade der deutsche Bun-

despräsident Christian Wulff seinen Rücktritt erklärt hatte. Das Ansehen des Politikers war in seiner Amtszeit schwer beschädigt worden. Falschaussagen zu einem Immobilienkredit, Bestechlichkeit und Vertuschungsversuche hatte man ihm vorgeworfen, am 16. Februar hatte schließlich die Staatsanwaltschaft Hannover wegen Verdachts auf Vorteilnahme Ermittlungen gegen Wulff aufgenommen. Das war für mich Anlass genug, in der Premiere der neuen Rubrik »In sieben Schritten« zu fragen, wie es wirklich zu der Krise gekommen war. Und so lautete der Titel der ersten Folge: »Wie die Erfindung des Tennis Christian Wulff in die Amtskrise stürzte« (hier im Buch nachzulesen in Kapitel 5: »Erfindungen mit Nebenwirkungen«).

Die Reaktionen der Leser auf dieses Experiment waren geteilt – und sollten es bleiben. Die einen freuten sich überschwänglich über das sonderbare Textkonzept: »Großartig! Endlich mal jemand, dessen Hirn nicht aus dem Supermarkt stammt. Sapere aude!« Die anderen machten aus ihrer Verachtung über derartigen Spielkram auf einer Zeitgeschichtswebsite keinen Hehl: »Hätte es keinen Urknall gegeben, wäre uns dieser Bericht erspart geblieben.« Andere wiederum stellten bereits zur ersten Folge über Wulff und die Erfindung des Tennis erstaunlich plausible Theorien zur Genese der Rubrik auf, beispielsweise: »Danny Kringsiel wurde während der Arbeitszeit beim privaten Surfen erwischt und versucht jetzt mit dieser abenteuerlichen Herleitung zu untermauern, dass seinem – wie er betont – beiläufigen Interesse am Tennisspielen ausschließlich das intensive Verfolgen des politischen Tagesgeschäfts vorausging.«

In den vergangenen sieben Jahren hat die Rubrik »In sieben Schritten« auf SPIEGEL ONLINE einige Entwicklungen durchgemacht: Machte sie zu Beginn ihre Zielpunkte noch an zum Erscheinungszeitpunkt aktuellen Nachrichten fest – wie dem Fall Wulff –, öffnete die Serie sich thematisch weiter. Da die »Sieben Schritte« von Anfang an nicht als Nachrichten-, sondern mehr als ein spielerisches Textformat gedacht gewesen waren, schien es sinnvoll, die Auswahl möglicher absurder Zielpunkte der Zeitreise auf Ereignisse zu erweitern, die vielleicht selbst schon ein paar Jährchen auf dem Buckel hatten, aber einfach zu skurril waren, um sie nicht zu erzählen: Etwa, warum 1994 in England ein Anti-Techno-Gesetz in Kraft trat. Oder, weshalb die Macher des Kriegsfilms *Rambo III* 1988 mit ihrer Ballerorgie in Deutschland Vergnügungssteuer sparten.

Lange Zeit blieb »In sieben Schritten« thematisch auf Wikipedia-Einträge beschränkt. Hintergedanke war, den spielerischen Charakter zu betonen, mit dem sich viele Menschen von Information zu Information zappend durch die gewaltige Online-Enzyklopädie bewegen. Diese Idee hatte aber mehrere Haken: Zum Ersten ließ sich die ursprüngliche Idee »Ein Wiki-Eintrag pro Schritt« nicht durchhalten, weil einfach zu viele für »Sieben Schritte« relevante Ereignisse zwar in einem Wikipedia-Eintrag vorkamen, aber keinen eigenen hatten. Zum Zweiten tritt die assoziativ hakenschlagende Bewegung vieler User durch das Internet ja nicht nur in der Wikipedia auf – sondern auch beim Gebrauch von Suchmaschinen allgemein. Und zum Dritten sind Wikipedia-Texte in steter Bewegung und Diskussion. Ein Wiki-Eintrag, der 2012 als Basis für eine »Sie-

ben Schritte«-Folge herangezogen wurde, konnte einen Tag, einen Monat, ein Jahr später schon völlig anders aussehen. Oder gar nicht mehr existieren. Darum wurde die Rubrik im Januar 2016 mit der Folge »Wie Hitler Justin Biebers Backgroundtänzerin castete« von der Online-Enzyklopädie losgelöst und auf andere Quellen erweitert.

Die jüngste Entwicklung der Serie nun – eine Sammlung der schrägst und denkwürdigsten Folgen aus sieben Jahren »Sieben Schritte« sowie bisher unveröffentlichter Zeitreisen als Buch – hätte ich nie zu hoffen gewagt. Aber während ich die Rubrik sieben Jahre lang geschrieben und dabei Hühnerbrillen, fliegenden Kühe, Nazi-Schokobomben und Ufo-Attacken auf L. A. begegnet bin, habe ich auf jeden Fall gelernt: Man kommt nie dort an, wo man hinwill. Interessant wird's aber trotzdem – solange man unterwegs die Augen für das offen hält, was man nicht erwartet.

Danny Kringiel, Hamburg, im Sommer 2019

Zeitsprung in der Platte

Musik



Seit Urmenschen vor Zigmunden Jahren zum ersten Mal Steine aufeinanderschlugen und in ausgehöhlte Knochen tröten, hat die Faszination für Töne und Rhythmen die Menschen nicht losgelassen. Das galt für den Knochenflötenspieler im Pleistozän ebenso wie für die Zuhörer, die bei Beethovens Fünfter mit den Tränen rangen. Es galt für die langhaarigen Musikverrückten, die 1969 auf Led Zeppelins erster US-Tour die Geburtsstunde des Heavy Metal feierten, indem sie im Takt ihre Haare schüttelten. Und es galt genauso für die Briten, die 1988 mit Trillerpfeifen bewaffnet in Fabrikhallen tanzten und auf Ecstasy den sogenannten »Second Summer of Love« feierten, die Geburtsstunde der Rave-Kultur.

Aber die Musik hat nicht nur selbst eine aufregende Historie. Immer wieder haben ihre Schlüsselereignisse und Künstler auch den Gang der Weltgeschichte beeinflusst. Im folgenden Kapitel werden Sie die musikalischste Tiefkühlpizza der Welt kennenlernen, eine Girlgroup, deren Mitglieder Botschafterinnen einer Biomüll-Limo wurden,

eine kannibalische Punkband, die mit Bommerlunder Rappersuppe kochte, und eine Cartoon-Katze, die eine Klassik-Weltkarriere startete.

Wie Wagner die patriotischsten Pommes der Welt schuf

1. Schritt: Einmal fliegender Holländer mit extra Käse!

Wie kein anderer steht der Name Wagner in der deutschen Kultur für ein Werk sinnlicher Intensität, das einen tief in uns verborgenen Hunger stillt, ein Œuvre ungestüm aufbrandender Empfindungen, die sich wie auf Sturmwogen tanzende Gischt in den düsteren Himmel auftürmen und sich ebenso plötzlich in zartschmelzender Harmonie zu einem delikaten Genuss zu vereinen vermögen, der nur einen Schluss zulässt: »Wirklich eine verdammt gute Tiefkühpizza!«

Doch neben beliebter Schockfrost-Feinkost wie den Wagner Piccolinis (drei Käse), Wagner Steinofen Vegetaria (fünf knackige Grillgemüse) oder Wagner Big Pizza Boston (36 Weight-Watchers-Punkte) gab es ja noch: **Richard Wagner**. Geboren am 22. Mai 1813, gestorben am 13. Februar 1883 in Venedig, dazwischen Universalgenie, Antisemit und viel bestaunter Kotelettenträger.

Schon im zarten Alter von 13 Jahren begann er die Arbeit an seinem ersten Theaterstück, als 16-Jähriger komponierte er seine ersten Sonaten, vier Jahre später führte man seine erste Opernarie auf. Er arbeitete mit unermüdlichem Eifer: als Dramatiker, Dirigent, Kapellmeister und Theaterreformer, als Verfasser politischer Schriften – und wirrer antisemitischer Machwerke wie *Das Judenthum in der Musik*.

Bekannt wurde er auch als meisterhafter Schnorrer: Laut Thomas Mann sei der Komponist ein »Pumpgenie« gewesen, ständig auf der Flucht vor seinen Gläubigern. Wagner schaffte es, selbst beim irren Bayernkönig Ludwig II. zu nasauern, bis das Volk auf die Barrikaden ging.

Trotz dieser unsympathischen Züge wurde der Komponist zur Legende. Opern wie *Tristan und Isolde*, *Der fliegende Holländer* oder der *Ring-des-Nibelungen*-Zyklus machten ihn zu einer der Galionsfiguren der deutschen Kulturgeschichte.

Und nicht nur der deutschen. Denn auf der anderen Seite des atlantischen Ozeans sollte rund ein Jahrhundert nach Wagners Tod ...

2. Schritt:

Overlord of Kuschelrock

... ein junger US-amerikanischer Musiker namens Jim Steinman seine Leidenschaft für den deutschen Romantiker entdecken – und etwas ganz Neues aus dessen Werk erschaffen: den **Wagner-Rock**.

Steinman, der sich selbst bescheiden »The Lord of Excess« nennt, hatte schon früh ein Faible dafür, Kunst und Popkultur zusammenzubringen. Bereits als College-Student hatte er 1968 eine Musical-Adaption von Bertolt Brechts Theaterstück *Mann ist Mann* komponiert. Der zentrale Wendepunkt seiner Karriere kam vier Jahre später: Zusammen mit seinem Freund Barry Keating schuf Steinman 1972 eine Musical-Version der Oper *Das Rheingold* aus Wagners *Ring-des-Nibelungen*-Zyklus. Er hatte seine Begeisterung für

den deutschen Komponisten entdeckt – und die sollte ihn nie mehr loslassen.

Seine zweite Liebe galt einer Musikrevolution, die während der Siebzigerjahre in England von Bands wie Judas Priest, Deep Purple und Led Zeppelin entfacht worden war und die nun über den Atlantik in die USA stürmte: Heavy Metal. In dieser Musik entdeckte er die gleiche Leidenschaft, die ihn an Wagner faszinierte. Steinmans Haare wurden länger, seine Garderobe schwärzer, die Gitarren in seinen Stücken verzerrter.

Die Verschmelzung seiner beiden Passionen gelang ihm schließlich, als er dem jungen Sänger Marvin Lee Aday begegnete. Mit ihm brachte er 1977 eine Platte heraus, die sich bis heute unter den meistverkauften Alben der Musikgeschichte hält: *Bat Out of Hell*. Darauf vermischten sie pomposé Orchesterklänge mit kreischenden Gitarren, Orgeln und Chören mit Schlagzeug-Fills. Und über allem schwebte mit stets dramatischem Vibrato Adays Gesang.

Es wurde für beide der große Durchbruch: Die *Los Angeles Times* ernannte Jim Steinman zum »Richard Wagner des Rock«. Und für Aday begann unter dem Künstlernamen **Meat Loaf** eine Weltkarriere. Er feierte Chart-Erfolge mit Songs wie »You Took the Words Right Out of My Mouth« oder ...

3. Schritt: Märchenschloss? Räkelerregend!

... mit seinem wohl größten Hit »I'd Do Anything for Love (But I Won't Do That)«, der 1993 auf dem Meat-Loaf-Album *Bat Out of Hell II: Back into Hell* herauskam. In 28 Län-

dern stieg die Single an die Spitze der Charts und brachte Meat Loaf einen Grammy ein. Im Text des Zwölf-Minuten-Schmachtfetzen-Duett beschwört ein Mann seine Angebetete, dass er ihr gegenüber stets nur edelste Gefühle hegen und sich keine Fehlritte erlauben werde. Während sie ihre Ängste besingt, wie sich ihre Liebe entwickeln wird.

Das ebenfalls 1993 entstandene Musikvideo hingegen erzählt eine andere Geschichte: In einer bonbonbunten *Die-Schöne-und-das-Biest*-Variation zeigt es Meat Loaf als entstellten Schlossherrn, der im Wald eine geheimnisvolle Frau erblickt und flieht, um sein abstoßendes Äußereres zu verbergen. Doch sie folgt ihm bis in sein Heim.

Hier versteckt er sich vor ihr. Während sie sich erst einmal aufreizend in einer Badwanne räkelt, um sich anschließend aufreizend auf seinem Bett zu räkeln, bis sie schließlich ihre unsterbliche Liebe zu ihm erkennt – als sie sich gerade aufreizend auf einem schwebenden Diwan räkelt. Aus unerfindlichem Grund werden beide daraufhin von der Polizei verfolgt. Dann küsst sie ihn – und plötzlich sind seine äußerlichen Makel verschwunden. Schließlich fahren beide auf dem Motorrad in den Sonnenuntergang, dessen augenbetäubend orangerote Glut rational wohl nur durch einen übernächtigten Regisseur zu erklären ist, der kurz vor Deadline mit leerem Kaffeebecher in der Hand und der Nase auf dem Farbsättigungsregler des Bildmischers eingeschlafen sein muss. Der Name dieses jungen, damals noch unbekannten Regisseurs: **Michael Bay**.

Jahre bevor Bay als Hollywoods bestbezahlter Pyromane mit Trash-Feuerwerken wie *Armageddon* (1998) oder *Transformers* (2007) Millionen machte, verdiente er sich 1993 ge-

rade erst seine Spuren im Business. Das Meat-Loaf-Musikvideo half dabei entscheidend – es wurde sein bekanntester Videoclip. Und durch Bays Musikvideo-Arbeit wurde sein wichtigster Förderer auf ihn aufmerksam, der Produzent Jerry Bruckheimer. Er verhalf Bay ...

4. Schritt: Giftgas-Hummel greift an

... zum Sprung vom Musikvideo- zum Kinoregisseur. Zunächst engagierte Bruckheimer Bay 1994 als Regisseur für die Buddy-Actionkomödie *Bad Boys*. In dem Film verkörperten Will Smith und Martin Lawrence zwei Polizisten in Miami, die dem Verschwinden von 100 Millionen Dollar konfiszierten Drogengeldern nachgehen. Es wurde Bays erster Blockbuster: Der Film spielte bei einem Budget von rund 19 Millionen Dollar mehr als 140 Millionen an den Kinokassen ein.

Mit einem Sprung war Michael Bay aufgestiegen in die erste Riege von Hollywoodregisseuren, denen man Multi-Millionen-Dollar-Projekte anvertraut: So betrug das Budget für seinen nächsten Film, ebenfalls produziert von Bruckheimer, bereits rund 75 Millionen Dollar. Und weniger bescheiden sollten die Budgets für Bays weitere Karriere kaum mehr werden.

Dieser zweite Film, **The Rock – Fels der Entscheidung**, handelt von dem frustrierten US-General Hummel (Ed Harris), der versucht, mit einem angedrohten Giftgasangriff auf San Francisco von der Regierung millionenhohe Entschädigungsgelder für die Familien verstorbener Marines zu erpressen. Ein FBI-Chemiewaffenexperte (Nicolas Cage)

und ein ehemaliger Ausbrecherkönig (Sean Connery) werden ausgesandt, die von Hummel und seinen Männern besetzte Gefängnisinsel Alcatraz zu infiltrieren.

Ein für Hollywood eigentlich nicht außergewöhnlich origineller Stoff – doch das Besondere an der Filmgeschichte war, dass sie im Nachhinein ...

5. Schritt: Trauben des Todes

... zum Vorbild für einen ausgewachsenen Polit-Skandal werden sollte – und zugleich zu einem Grund für sein Auffliegen. Nach den Terroranschlägen des 11. September 2001, bei denen entführte Passagierflugzeuge in die Zwillingstürme des World Trade Centers und in das Pentagon flogen, steuerten die USA, Großbritannien und die sogenannte »Koalition der Willigen« auf einen Krieg gegen Irak zu.

Dies führte zu starken Verwerfungen unter den Vereinten Nationen, deren Charta einen Angriffskrieg ihrer Mitgliedsstaaten untersagt. Als Begründung für die unbedingte Notwendigkeit dieses Kriegs brachten die USA und Großbritannien vermeintliche Beweise für Massenvernichtungswaffen im Irak und drohende Angriffe damit vor. Man berief sich auf einen angeblich bestens informierten irakischen Geheimkontakt aus den obersten Rängen von Saddam Husseins Regime. Er lieferte genaue **Schilderungen irakischer Massenvernichtungswaffen**, insbesondere chemischer Kampfstoffe.

Ein MI6-Offizier war allerdings angesichts eines Details der angeblichen Insider-Schilderungen irakischer Giftgas-

behälter stutzig geworden: Sie seien ihm, so zitierte ihn 2016 der britische *Observer*, »bemerkenswert ähnlich zu denen der fiktiven Chemiewaffen im Film *The Rock*« vorgekommen. Laut dem irakischen Geheiminformanten ließ Saddam Hussein die Kampfstoffe in durchsichtigen Glasröhren aufbewahren. Diese zerbrechlichen Behältnisse mochten zwar, beim Filmdreh zu *The Rock* mit grün eingefärbter Flüssigkeit gefüllt, unheimlich gefährlich ausgesehen haben, in der Realität aber würde aus naheliegenden Gründen wohl niemand auf die Idee kommen, lebensgefährliches Giftgas ausgerechnet in fragilen, traubenförmigen Glasgefäßen zu lagern.

Trotz solcher Einwände gab der britische Außenminister Jack Straw im Jahr 2002 den Auftrag, bestehende Gutachten zur militärischen Bedrohung durch Irak dahingehend zu verändern, dass dem Land allerhöchste Kriegsgefährlichkeit attestiert werde. Und so gelang es der »Koalition der Willigen« unter Verbiegung der Tatsachen und Berufung auf eine offensichtlich von Michael Bays Film inspirierte Quelle, den ...

6. Schritt: Blut und Öl

... als Präventivkrieg deklarierten **Irakkrieg** anzuzetteln. Am 20. März 2003 begannen Streitkräfte der USA und des Vereinigten Königreichs mit der Bombardierung von Bagdad. Sie hatten die Operation, de facto eine Invasion in ein Land mit reichen Erdölvorkommen und wichtiger geostrategischer Lage, vor den Vereinten Nationen dank ihres Sonderstatus als Vetomächte durchsetzen können.

Der offiziell nur von März bis Mai 2003 andauernde Krieg führte in den Zusammenbruch staatlicher Ordnung, der 2014 das Erstarken der Terrororganisation »Islamischer Staat« möglich machen sollte. Erst Jahre nach Beginn des Krieges deckten Untersuchungskomitees en détail auf, wie fehlerhaft die ursprünglich behaupteten Beweise für Massenvernichtungswaffen im Irak gewesen waren. Es stellte sich heraus, dass der damalige britische Außenminister Jack Straw seine Mitarbeiter sogar ausdrücklich angewiesen hatte, Berichte über die Kriegsgefährlichkeit Iraks zu frisieren, damit der Eindruck einer »außerordentlichen Bedrohung« durch das Land entstehe.

Der völkerrechtswidrige Irakkrieg hatte verheerende Folgen: Schätzungen sprechen von 650 000 bis zu 1,2 Millionen toten irakischen Zivilisten infolge des Krieges. Im Bagdader Abu-Ghuraib-Gefängnis folterten und demütigten CIA-Mitarbeiter auf entsetzliche Weise ihre Gefangenen. Der im Irak eingesetzte US-Söldnerdienst Blackwater richtete anscheinend willkürlich Zivilisten hin und veranstaltete regelrechte Treibjagden auf Iraker. Derartige Menschenrechtsverletzungen und »Kollateralschäden« riefen in vielen Ländern Widerstand gegen den Irakkrieg hervor. So auch ...

7. Schritt: Freiheitsmampf

... in Frankreich. Das Land stellte sich im Rat der Vereinten Nationen schon früh gegen den Irakkrieg und forderte statt Kampfhandlungen die Fortführung von Inspektionen, die das Vorhandensein von Massenvernichtungswaffen prüfen

sollten. Dies führte zur inneren Spaltung der UN-Staaten in Kriegsgegner und die US-treue »Koalition der Willigen«.

Stolze US-Amerikaner waren über die Opposition Frankreichs zum Angriff auf den Irak entsetzt. Und das führte zu ziemlich bizarren kulinarischen Verwerfungen – über Pommes frites. Rein statistisch nimmt jeder Amerikaner im Jahr durchschnittlich rund 14 Kilogramm Fritten zu sich, die dort als »French Fries« bekannt sind. Obwohl sie angeblich gar nicht in Frankreich, sondern in Belgien erfunden wurden. Etwa ein Drittel der jährlichen Kartoffelernte der USA wird zu vorgefertigten Tiefkühlpommes verarbeitet. In kaum einem anderen Land erfreuen sich die goldgelben Kartoffelstangen vergleichbarer Beliebtheit. Genauer: erfreuten. Bis zum Beginn des Irakkriegs.

»French Fries« drohten nun, US-Kriegsbefürwortern vor Patriotismus im Hals stecken zu bleiben. Und so ergriffen die republikanischen Abgeordneten Walter B. Jones und Bob Ney, der sich über den »sogenannten Alliierten Frankreich« empörte, die Initiative und bewahrten die Nationalehre vor allzu pazifistischem Fast Food: Sie benannten die »French Fries« um – in »**Freedom Fries**«.

Zunächst wurde die neue Frittenomenklatur nur in drei Kantinen des US-Kongresses umgesetzt, doch bald schlossen sich weitere Restaurants landesweit der Idee an. Erst 2006 wurde die Sprachneuregelung offiziell wieder abgeschafft – als Bob Ney der Korruption für schuldig befunden und zu 30 Monaten Haft verurteilt wurde.

Wie das NS-Regime Justin Bieber zu einer Backgroundtänzerin verhalf

1. Schritt: Das große Morden beginnt

Mit dem 30. Januar 1933, der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler, begann das finstere Kapitel der deutschen Geschichte: Durch die sogenannte »Machtergreifung« der Nationalsozialisten endete die demokratische Weimarer Republik und die **Nazi-Diktatur** begann. Ein braunhaariger Choleriker (1,75 Meter, fehlender Hoden) mit Migrationshintergrund und seine Führungsriege aus SS-Chef und Nickelbrillenwichtel Himmler (1,74 Meter, kurzsichtig), Luftwaffen-Befehlshaber und Morphiump-Junkie Göring (2,28 Meter Bauchumfang) und Reichspropagandahumpelstilzchen Goebbels (1,63 Meter, Klumpfuß) erklärten den Deutschen allen Ernstes folgenden Plan: Sie seien als Volk blonder, blauäugiger und athletischer Hünen zur Weltherrschaft bestimmt. Weshalb man dringend alle anderen masakrieren müsse.

Eine geradezu beispiellos schwachsinnige Idee, deren Absurdität jedoch von der Entsetzlichkeit ihrer Folgen noch überboten wurde: Millionen Menschen sollten in den kommenden Jahren durch die Nationalsozialisten vertrieben, interniert, gefoltert und ermordet werden – allein wegen ihres Glaubens, ihrer Weltanschauung, ihrer Herkunft, ihrer sexuellen Orientierung, ihres Aussehens oder ihres Kunstverständnisses.

Und neben dem Terror, den das »Dritte Reich« innerhalb

Deutschlands verbreitete, trugen die Expansionsbestrebungen der Nazis den Schrecken bald auch über die Landesgrenzen hinaus, als ...

2. Schritt: Ein Tannenberg und eine Welt in Flammen

... Adolf Hitler am 1. September 1939 ohne jede Kriegserklärung die Wehrmacht in Westpolen einmarschieren ließ. Vorgeblich war dies nur eine Reaktion auf einen polnischen »Überfall« auf den deutschen Radiosender Gleiwitz. Der war aber in Wahrheit nur von der SS inszeniert worden, unter dem Tarnnamen »Unternehmen Tannenberg«.

Mit diesem Überfall auf Polen begann der größte Militärrkonflikt der Menschheitsgeschichte – der **Zweite Weltkrieg**. Mit über 60 beteiligten Staaten und mehr als 100 Millionen Menschen unter Waffen brachte der bis 1945 andauernde Krieg unfassbares Leid über die Menschheit. Er kostete etwa 65 Millionen das Leben, die meisten von ihnen Zivilisten.

Die deutsche Rüstungsindustrie blühte inmitten all dieses Mordens und Sterbens auf. Doch anderen Branchen drohte durch den Krieg das Aus, etwa dem ...

3. Schritt: Zisch die Restmüllbrause!

... deutschen Ableger der Coca-Cola Company. Deutschland hatte sich für das US-Unternehmen als lukrativer Markt erwiesen – bis zum Zweiten Weltkrieg: Denn zur Cola-Herstellung waren die Werke auf Zulieferung des geheimen Grundstoffs »7X« aus den USA angewiesen. Und die drohte mit Amerikas Kriegseintritt zu versiegen.

Also trug Max Keith, Präsident der deutschen Coca-Cola-Tochter, seinen Chemikern auf, ein Getränk zu erfinden, das unter Kriegsbedingungen weiter herstellbar wäre. Sie schufen eine koffeinhaltige Limonade, die vage nach Früchten schmeckte – tatsächlich aber aus Resten zusammengepanscht wurde, die bei der Lebensmittelproduktion anfielen: etwa aus gelblicher Molke, einem Nebenprodukt der Käseherstellung. Und aus Fruchtresten, die in Mostpressen bei der Apfelweinherstellung übrig geblieben waren. Keith selbst soll angemerkt haben, die Notfall-Limo bestehe aus »Abfällen von Abfällen«.

Eine so unappetitliche Mischung wollte natürlich mit Fingerspitzengefühl vermarktet werden. Da naheliegende Markennamen wie »Restmülllimo« oder »Abfallbrause« werblich fragwürdig schienen, forderte Keith alle Angestellten auf, für einen Produktnamen ihre Fantasie spielen zu lassen. Woraufhin der Verkäufer Joe Knipp eine besonders fanta-sievolle Idee hatte: **Fanta**.

Wie befürchtet versiegten nach Eintritt der USA in den Weltkrieg 1941 tatsächlich die deutschen Coca-Cola-Vorräte. Da Fanta von der Zuckerrationierung befreit blieb, war sie süßer als die Konkurrenz – und deshalb beliebter. Wenngleich nicht nur als Getränk: Weil Zucker rationiert war, begannen findige Hausfrauen, stattdessen Fanta zum Kochen zu verwenden, etwa beim Abschmecken von Suppen und Eintöpfen.

So beliebt Fanta im Deutschland der Vierzigerjahre war, im Ursprungsland der Coca-Cola ...

4. Schritt: Teeniespaß mit dunkler Vergangenheit

... blieb die deutsche Biotonnenbrause noch lange unbekannt. Auch nachdem die Limonade 1955 von einem italienischen Abfüller ihren heute bekannten Orangengeschmack erhielt und Europa eroberte, blieb Coca-Cola skeptisch. Erst drei Jahre später versuchte man zögerlich, Fanta in den USA vorzustellen. Doch die Brause mit der NS-Vergangenheit konnte sich lange nicht durchsetzen.

Nachdem Coca-Cola in den Sechzigerjahren begonnen hatte, erfolgreich unter dem Namen »Minute Maid« Orangenlimonade in den USA zu vertreiben, gab das Unternehmen die Marke Fanta schließlich wieder auf: 1986 wurde der Verkauf in Nordamerika eingestellt, ausgenommen blieben Regionen mit vielen Einwanderern, die Fanta aus ihrer alten Heimat kannten.

Außerhalb der USA erfreute sich das Getränk nichtsdestotrotz großer Beliebtheit – in Europa, Afrika und Asien wuchs die Zahl der Fanta-Sorten stetig an, und auch in Südamerika wurde die einstige Notstandslimonade gern getrunken. Also entschied sich Coca-Cola 2001 für ein **Comeback der Fanta in den USA** als spaßiges Getränk für die wohl zuckerwasseraffinste Zielgruppe der Welt: amerikanische Teenager.

Nur mussten sie denen noch das wahre Ausmaß der Spaßigkeit ebenjenes Getränks klarmachen, das sie ihnen jahrelang vorenthalten hatten. Wozu sie auf ungewöhnliche Mittel zurückgriffen, nämlich ...

5. Schritt: Fanta Vier im Minirock

... die **Fantanas**, eine Art Orangenlimo-Girlgroup. 2002 wurden sie von der Star-Werbeagentur Ogilvy & Mather eingeführt, wobei jede der so knallbunt wie knapp bekleideten jungen Damen eine der vier in den USA erhältlichen Fanta-Sorten repräsentieren sollte: Die lilafarbene »Raquel« stand für Trauben-Fanta, die gelbe »Leelee« für Zitronen-Fanta, »Calli« in Orange verkörperte den klassischen Orangengeschmack und die rote »Nina« die Erdbeer-Variante.

Aber Casting? Models? Das klang viel zu professionell und kalkuliert für das anvisierte jugendlich-witzige Image. Darum erfand man flugs eine Entstehungslegende: Demnach habe Medienmogul Sir Rupert Geraty-Hernandez die Fantanas nach dem Stranden seiner Jacht auf dem entlegenen »Fantana Island« entdeckt, dessen Bewohner alle glücklich, total spaßig und stets äußerst erfrischt gewesen seien. Gemeinsam mit einem alten Freund, zufällig Marketingchef bei Fanta, habe er vier Inselbewohnerinnen überreden können, in die USA zu kommen und den Spaß mit ihnen zu teilen.

Fortan tourte das quietschbunte Quartett durch die Staaten, um im Namen zuckerhaltiger Erfrischung in ein paar Radiosendungen, einer Handvoll Fernsehshows und jeder Menge Getränkemärkten aufzutreten, für ein Männermagazin zu posieren und natürlich in diversen Fanta-Werbeclips mitzuspielen. In denen reichten die Fantanas Mitmenschen in Not rettende Orangenlimonade an: einmal etwa verschwitzten jungen Männern beim Rasenmähen. Dann wieder verschwitzten jungen Männern beim Autoanschie-

ben. Oder verschwitzten jungen Männern beim Fernsehen. Anschließend kieksten sie ihren Slogan: »Wanta Fanta! Don't you wanna?«

Die USA wollte. Das Limo-Notrettungsteam erwies sich als so erfolgreich, dass ...

6. Schritt:

Erdbeer-Botschafterin bei Miley Cyrus

... 2004 für eine zweite Auflage des Werbekonzepts ein neuer Fantanas-Trupp zusammengestellt wurde – im Look des Swinging London der Sechzigerjahre. Diesmal bestand die tanzende Fruchtbowlie aus Sophia (Traube), Lola (Zitrone), Kiki (Orange) – und Capri, der US-Botschafterin für Erdbeer-Fanta.

Bürgerlich hieß Capri **Katerina Alexandre Hartford Graham**, stammte weder vom fernen Fantana-Island noch aus London oder den USA, sondern aus der Schweiz, und hatte sich seit ihrem sechsten Lebensjahr um eine Karriere im Showbusiness bemüht. Ihre Auftritte hatten sich allerdings bisher beschränkt auf Werbespots für Barbie oder Toaster-Törtchen und kleinere Nebenrollen in TV-Serien wie *Malcolm mittendrin* oder *Hannah Montana* an der Seite von Miley Cyrus, deren großer Durchbruch mit dem öffentlichkeitswirksamen Ablecken von Gegenständen noch bevorstand. Wenig später aber sollte die Karriere von Graham gehörig an Fahrt aufnehmen, denn ...

7. Schritt: Oh, wie Föhn ist Fantana

... Kat Graham, wie die Schauspielerin und Tänzerin sich kurz nennt, begann eine eigene Gesangskarriere. 2007 tourte sie im Vorprogramm der Black Eyed Peas durch die USA und bekam schließlich zwei Jahre später eine große Rolle in der Fernsehserie *Vampire Diaries*.

Der wohl erhabenste Augenblick ihrer bisherigen Laufbahn aber war ihr vergönnt, als sie im Sommer 2010 aus erkoren wurde, in einem Musikvideo des damals wahrscheinlich berühmtesten Playmobilfrisurenträgers des Planeten aufzutreten: Zu den Klängen der Remix-Version von »Somebody to Love« durfte Graham **Justin Biebers** adonisgleichen Körper betatschen und antanzen.

Trotzdem – zum »Belieber«, wie sich eingeschworene Fans des Sängers nennen, wurde die Ex-Fantana wohl nicht. Dem Klatschmagazin *Hollywoodlife.com* jedenfalls sagte sie im Mai 2011 auf die Frage, ob sie etwas von ihm gelernt habe: »Ich war im Raum, als er seine Haare föhnte. Das hat mir sehr verdeutlicht, wie man seine Haare wirklich genau richtig föhnt.« Das sei zwar auch das Einzige, was er ihr bislang beigebracht habe, »aber wer weiß, was noch kommt«.

Wie Fred Astaire Hip-Hop und Heavy Metal verschmolz

1. Schritt: Ein Name wie ein Gemetzel

Schon im zarten Alter von vier Jahren studierte der kleine Frederick Austerlitz in seiner Heimatstadt Omaha, Nebraska, Choreografien mit seiner Schwester Adele ein. Dabei stammte er nicht gerade aus einer Künstlerfamilie: Sein Vater Frederic »Fritz« Austerlitz, ein österreichischer Auswanderer, arbeitete in einer Brauerei. Seine Mutter Johanna aber, die deutsche Wurzeln hatte, legte großen Wert darauf, dass ihre Kinder einmal Karriere machen sollten – am besten beim Theater. Sie hoffte, dass ihre Familie so dem verhassten Omaha entfliehen könnte. Darum kultivierte sie die Konkurrenz zwischen ihren tanzenden Kindern und ließ sie Sprach-, Tanz- und Gesangsunterricht nehmen.

So besessen war Johanna Austerlitz von der Karriereplanung ihres Nachwuchses, dass sie 1905 nach Beratung mit der Tanzlehrerin der Kinder sogar den Familiennamen in einen klangvolleren ändern ließ. Austerlitz, so war laut Frederick ihre Argumentation, klinge »einfach zu sehr nach einer Schlacht«, nämlich der Schlacht bei Austerlitz, in der 1805 Kaiser Napoleon I. von Frankreich die russischen und österreichischen Truppen am Pratzeberg besiegte.

Durch die Namensänderung wurde aus dem gerade erst sechsjährigen Frederick Austerlitz **Fred Astaire**. Und unter diesem Namen sollte er ...

2. Schritt: Glatzentanz in der Traumfabrik

... Geschichte schreiben und den **Tanzfilm** revolutionieren. Dabei sah es zunächst gar nicht danach aus: Bei einem ersten Vortanzen in Hollywood wurde Astaire, mittlerweile ein junger Mann, 1932 harsch bescheinigt: »Kann nicht spielen, kann nicht singen. Glatzenansatz. Kann ein bisschen tanzen.« Doch der Tänzer ließ sich nicht abwimmeln – und schaffte 1933 mit dem Filmmusical *Flying Down to Rio* an der Seite von Ginger Rogers seinen großen Durchbruch. Es wurde der Beginn einer der größten Karrieren des klassischen Hollywood. Insgesamt sieben Jahrzehnte im Filmgeschäft standen ihm bevor, in denen er sich nach Einschätzung des American Film Institute Platz fünf unter den größten US-Leinwandlegenden erspielte. Besonderen Ruhm erlangte Astaire mit den zehn Filmen, die er gemeinsam mit Ginger Rogers drehte und die beide Schauspieler zum wohl berühmtesten Tanzpaar der Filmgeschichte machten.

Doch es war eine andere Filmpartnerin, an deren Seite Astaire schließlich singend und tanzend eine außergewöhnliche Ereigniskette in Gang setzte – nämlich ...

3. Schritt: Total berückt nach dir

... Hollywood-Sexsymbol Rita Hayworth, auch ehrfürchtig nach einer *Life*-Coverstory »Die Liebesgöttin« genannt. 1942 drehte Fred Astaire mit ihr das **Filmmusical *Du warst nie berückender*** (Originaltitel: *You Were Never Lovelier*), das 1942 in den USA und vier Jahre später in deutschen

Kinos anlief. Astaire spielte darin den glücklosen Spieler und Tänzer Bob Davis, der in Buenos Aires all sein Geld verzockt. Davis versucht, einen Job in einem Nachtclub zu ergattern, um sich über Wasser zu halten. Dabei verliebt er sich in die schöne Tochter des Clubbesitzers, Maria Acuña (Rita Hayworth). Leider lässt die ihn eiskalt abblitzen. Doch ihr Vater, der nichts von Davis' Gefühlen für seine Tochter ahnt, bezahlt ihn dafür, ihren Verehrer zu mimen. Es folgt ein Verwirrspiel, bei dem sich die beiden Liebenden wider Willen nach reichlich Missverständnissen, Gesangs- und Tanznummern am Ende natürlich doch kriegen.

Es war der zweite und letzte Film, den Astaire mit Hayworth drehte. Später sollte er sie seine liebste Filmpartnerin nennen – wohl auch, weil sie sich als äußerst begabte Tänzerin entpuppte. Und Gelegenheit zum Tanzen bot der Musikfilm mehr als reichlich: ob bei leichfüßigen Solos wie Bob Davis' Vortanzen im Nachtclub, zu romantischen Liebesschwüren wie dem Titelstück »You Were Never Lovelier« oder den Stepptanzeinlagen, die Hayworth und Astaire zum Stück »The Shorty George« hinlegten. Besonders am Herzen lag Astaire bei der musikalischen Gestaltung, dass ...

4. Schritt: Ornithologen-Samba zum Mitzwitschern

... lateinamerikanische Musik und Tänze vorgestellt wurden, schließlich spielte die Filmhandlung in Argentinien. Der weniger latin-affine Filmkomponist Jerome Kern hatte seine liebe Mühe mit der ihm wenig vertrauten Stilistik, doch auf Astaires Drängen fanden sich am Ende viele Rumba- und Samba-Stücke in dem Film.

Eines davon war **der Samba »Chiu-chiu«** aus der Feder des chilenischen Komponisten Nicanor Molinare Rencoret.

Es war eines der Stücke, mit denen Molinare 1937 seinen Durchbruch gefeiert hatte. Der eigentümliche Titel ging auf den Hang des Komponisten zu lautmalerischen Songnamen wie das huftrappelnde »Galopa, galopa« oder »Cocorocó« zurück, das ein Hahnenkrähen nachahmte. »Chiu-chiu« hingegen hatte einen spezielleren ornithologischen Bezug: Es sollte das Zwitschern der Morgenammer nachahmen, eines in Südamerika weitverbreiteten Singvogels.

Nachdem Molinare zu Beginn seiner Karriere vor allem in seiner Heimat Chile, sowie in Peru und Mexiko zum Star geworden war, half der Astaire-Film *Du warst nie berückender*, ihn auch in den USA und international bekannter zu machen. Besonders in Deutschland wurde »Chiu-chiu« zu einem zeitlosen Gassenhauer, wenngleich ...

5. Schritt: Ei oder Schinken – das ist hier die Frage

... in leicht modifizierter Form. Anfang des 20. Jahrhunderts war in Deutschland die sogenannte Wandervogel-Bewegung in Mode gekommen und erfreute sich in den folgenden Jahrzehnten großer Beliebtheit. Die Wandervögel waren Gruppen junger Menschen, die dem tristen Grau der Städte entflohen und den Weg zurück zur Natur suchten – vor allem, indem sie gemeinsam lange Wanderungen durchs Grüne machten. Um diese anstrengenden Wanderungen besser durchzuhalten, marschierte dabei oft ein Gitarrist vorweg, und alle sangen gemeinsam zum Takt ihrer